

Andreas Kurz

Die Frauen von Ramenskoje. Besuch in einer Satellitenstadt

Reportage

In einem Waggon der Moskauer *Elektritschka* hält mir ein bleicher Bursche einen Glasschneider entgegen, „absolute Qualität, bitte, schauen Sie!“, und als ich mein Buch sinken lasse, weckt mein Blick seine Hoffnung auf ein Geschäft. Rasch stellt er seine zerschlissene Sporttasche ab, es klirrt, er holt ein Stück Spiegelglas hervor, demonstriert daran, wie mühelos sich das Werkzeug handhaben lässt, und preist sein Produkt in einer mir schon nach wenigen Worten vollkommen unverständlichen Litanei. Er nimmt das Glasstück mit beiden Händen, es bricht mit trockenem Knacken entzwei, und dann streckt er mir wieder das Werkzeug entgegen, mit dem Griff voran, als wolle er mich einladen, es ebenfalls auszuprobieren. Ich lehne ab, der Bursche geht weiter, und noch zwei Mal höre ich hinter mir das Kratzen und Knacken und die offensichtlich vergebens vorgetragene Lobpreisung seines Produkts. Da hat die gebückte Alte, die hinter dem Burschen durch den Waggon kommt, bedeutend mehr Erfolg mit ihren Strumpfhosen, Plastikautos und Mobiltelefonhüllen, denn schon in der ersten Reihe nimmt ihr ein Anzugmann einen kleinen Sportwagen ab, und meine Sitznachbarin kauft ein grau-schwarz kariertes Paar Strickstrümpfe. Dem weißbärtigen Prediger aber, der später, ein Glöckchen läutend, durch den Mittelgang geht und ein handgeschriebenes Pappendeckelschild „Der Herr hat uns das Leben aus Gründen gegeben“ vor sich herträgt, wird am meisten Aufmerksamkeit zuteil; ich sehe, wie sich eine junge Frau in hochhackigen Schuhen bekreuzigt und, sich verneigend und wieder bekreuzigend, von dem Alten ein Heiligenbildchen ausgehändigt bekommt, gegen eine Spende in seine Blechkasse.

In Ramenskoje, einer Satellitenstadt Moskaus, steige ich die Treppe zur Fußgängerüberführung hinauf, wo ich nochmals einer gebückten *Babuschka* begegne, die drei Einmachgläser mit Salzgurken auf einem Blatt Zeitungspapier vor sich am Boden stehen hat. Auch sie bekreuzigt sich und weist auf ihre Ware. Ich senke den Blick und gehe vorüber; passiere eine Busstation, dann die längsgeparkten Autos der Pendler und komme an einer Reihe renovierungsbedürftiger Holzhäuser vorbei, alle, wie ich annehme,

eigenhändig erbaut von den Eltern und Großeltern der heutigen Besitzer. Dazwischen liegt eine Doppelparzelle, auf der sich ein für diese Umgebung grotesk luxuriöses Landhaus befindet, ein nagelneues Ziegelgebäude mit Panoramafenstern und Überwachungskameras.

„Gehört einem Rechtsanwalt“, sagt Jelena Konstantinowna, Übersetzerin und Universitätsdozentin, die mir, wie telefonisch vereinbart, auf halber Strecke entgegenkommt. „Vor zwanzig Jahren war hier noch Wald und Ruhe, heute ist es fast so laut wie in Moskau, zumindest so teuer und auch so durchgemischt.“ Und sie weist auf ein blau angefärbeltes Blockhaus: Dort parkt ein rostiger *Wolga*, auf dessen Heckscheibe sich zwei stilisierte Soldaten mit Bajonetten bekämpfen, der eine trägt den Sowjetstern als Kopf, der andere das Hakenkreuz, und die Bildunterschrift lautet: спасибо деду за победу, Danke Opa für den Sieg. „Dennoch“, sagt Jelena Konstantinowna, „hier ist Konzentration noch möglich. Ich habe keine Zeitung und kein Radio, und die Luft ist auch besser als in der Stadt.“

An der Universität arbeiten Jelena Konstantinowna und ich in benachbarten Gebäuden. Mehrfach hat sie mich eingeladen, aber erst seit ich sie habe dolmetschen hören, ist mir der Besuch zu einem Bedürfnis geworden, denn es hat mir großen Eindruck gemacht, wie sie in der Simultanübersetzung einer Konferenz den sagenhaft langweiligen Vortrag eines Historikers so sehr mit Leben erfüllte, dass bald auch die russischen Kollegen eher Jelena Konstantinownas deutscher Version folgten als dem eigentlich in ihrer Muttersprache gehaltenen Referat.

Gemeinsam gehen wir nun einen Schotterweg entlang. Asphaltierte Straßen gibt es in dieser Siedlung nicht, dafür stehen links und rechts hohe Blechwände, die uns den Blick in die Gärten verwehren. Eine Handvoll Leute kommt uns entgegen, niemand grüßt.

Der Hauseingang führt gleich in die Küche. Dort finden sich, nebst einem freistehenden Herd, auch ein gasbefeuertes Heizkessel und ein emailliertes Waschbecken. An der Decke laufen Rohre über Putz, der Fußboden ist mit Verbundplatten ausgelegt, die dünn sind und an manchen Stellen löchrig getreten. Vor allem aber fallen mir die vielen Bücher auf, die in den angrenzenden Räumen auf dunklen Holzregalen stehen.

In Moskau lebt Jelena Konstantinowna gemeinsam mit ihren zwei erwachsenen Kindern in einer 40-Quadratmeter-Wohnung im Stadtteil Gagarinski und nur sporadisch kommt sie hierher ins elterliche Haus. Ihre Mutter ist vor Jahren gestorben, ihr Vater eben erst aus dem Krankenhaus zurückgekehrt, ein kleiner, aufrecht gehender Mann, der mir

sofort bei meinem Eintreten die Hand entgegenstreckt. Er hustet stark; aber auf meine Frage, wie es ihm gehe, winkt er ab: Alles in Ordnung.

„Er ist so rechthaberisch“, flüstert Jelena Konstantinowna, „aber was wollen Sie machen: Doktor der Wissenschaften, da kann man natürlich keinem Arzt etwas glauben.“ Sie nimmt mir Jacke und Tasche ab und hängt sie hinter den Garderobenvorhang. „Nun,“ sagt sie, „eigentlich müsste ich seit zwei Stunden aufräumen und putzen, russische Gastlichkeit, nicht wahr, aber ich zwingen mich, es zu unterlassen. Meine Mutter hat jahrzehntelang hier im Haus geschuftet, sieben Personen in den miesen drei Zimmern, stellen Sie sich das vor. Dabei war sie eine angesehene Flugzeugtechnikerin.“ Und dann steht Jelena Konstantinowna Iwanowa, diese gut fünfzigjährige, selbstbewusste Frau, in ihren lässigen Leinenhosen trotzdem ganz hausfraulich am Herd und bereitet *Hering im Pelzmantel* vor, ein Schichtsalat aus Fisch, Gemüse und Mayonnaise, während der Vater mich durchs ebenerdige Haus führt.

Sämtliche Räume sind Durchgangszimmer, eins hinters andere gebaut und jeweils mit ein bis zwei Stufen dazwischen, von Konstantin Sergejewitsch Jahr für Jahr erweitert, sofern Material und Geld verfügbar waren. Die dunklen Farben, die engen Türen und das immer irgendwo ein wenig verschnörkelte Sowjet-Interieur geben dem Haus etwas Ernstes und Kindliches zugleich. Konstantin Sergejewitsch enthält mir keines der Zimmer vor, zeigt mir die Räume bis zur Toilette und zum Bad, aber die Konversation, die wir zu führen versuchen, ist mehr ein Rätseln als ein Gespräch, denn Konstantin Sergejewitsch versteht mich wegen seiner Schwerhörigkeit kaum und ich ihn wegen meiner mangelhaften Sprachkenntnisse. Gemeinsam mit uns essen will er dann ohnehin nicht; er lege sich lieber nieder, sagt er, und so bittet mich Jelena Konstantinowna allein ins Wohnzimmer an den Wandklapptisch und öffnet eine Flasche Wein.

Während wir essen, erwähnt sie noch einmal ihre Mutter, eine gebürtige Armenierin, Tochter eines Technikers, der dem Völkermord von 1915 nur knapp entgangen war. Der Name der Mutter sei Nadjeschda Nersessowna gewesen; Nadjeschda, zu Deutsch *Hoffnung*. Auf meine Bitte hin erzählt sie weiter vom harten Leben der Nadjeschda Nersessowna, die, selbst ohne Mutter aufgewachsen, schon mit knapp zehn Jahren als Haushälterin ihres Vater gelebt habe, damals in Jerewan. Natürlich sei sie zur Schule gegangen, parallel aber habe sie gekocht, geputzt, mit Händlern um die täglich benötigten Güter gefeilscht und ihrem Vater schließlich sogar eine neue Frau gefunden, eine junge, willensstarke Ärztin mit fersenlangem schwarzem Haar; nur dass diese neue Stiefmutter bald wegen illegal durchgeführter Abtreibungen verhaftet worden und erst Jahre später aus dem Lager zurückgekehrt sei, hart und verbittert.

„Gleich nach dem Krieg“, sagte Jelena Konstantinowna, „ist meine Mutter nach Moskau gegangen, um für Ingenieurwissenschaften zu inskribieren. Am Ende der Ausbildung wurde sie dann, als einzige von dreihundert fast nur männlichen Kommilitonen, nach Elektrostal geschickt, eine damals neu gegründete Stadt, in der man Firmen für Elektrotechnik zusammengezogen hat. Ich kann Ihnen Fotos zeigen, wenn Sie wollen.“

Sie wischt sich die Hände und steht auf, holt eine Schachtel aus der sowjetischen Kommode, und während sie die Fotos durchsucht, erzählt sie, dass ihre Mutter immer von Modernität geträumt habe, von funktionellen Möbeln und Haushaltsgeräten, und sitzt dabei auf einem selbstgebauten Hockerchen in diesem nur wenige Quadratmeter großen Wohnzimmer, das einmal das Wohnzimmer der Mutter gewesen ist und dessen Wände mit gelblichen Tapeten beklebt sind und auf dessen rosarotem Diwan ein blumenbestickter Zierpolster liegt; auch die cremefarbenen Vorhänge sind mit altmodischen Rosenmotiven bedruckt, und an der Wand hängen romantische Landschaftsbilder. „Aber Vater war dagegen, er mochte das Moderne nicht, er wollte nicht einmal Fließwasser im Haus. Können Sie sich das vorstellen, ein Techniker, der sagt: In ein Haus gehört kein Wasser, Kartoffeln lässt man auch nicht in der Küche wachsen. Eigentlich müssten wir ja mit ihm sprechen, er würde die Dinge bestimmt besser erzählen als ich, mit diversen Details allerdings, die mir, offen gesagt, nicht gefallen. Ja, die Familie hat meine Mutter wie eine Dienstmagd behandelt, auch dann noch, als sie leitende Ingenieurin in Schukowksi wurde, in diesem Flugzeugtechnikzentrum, von dem Sie vielleicht schon gehört haben.“ Und sie hält im Erzählen inne, kreuzt ihre Arme über der Schachtel und beugt sich vor, um durch die halb geöffnete Tür in die Küche zu schauen, wo der Vater aufzuräumen begonnen hat. Ich höre seine schleifenden Schritte und sein heiseres Husten, und aus dem Hintergrund dringen, mag sein vom Nachbarhaus her, die Geräusche einer Fernsehtalkshow. Sein Schemen schiebt sich an der Tür vorbei, ein Schalter klickt, und dann fällt gelbliches Licht zu uns ins Wohnzimmer herein.

Als ich später, auf Jelena Konstantinownas Fingerzeig hin, auch die Lampe über dem Klapp Tisch einschalte, flackert das Licht, wie zur Korrektur ihrer Entscheidung, nur einmal kurz auf und verlischt. In der Küche ist es ebenfalls dunkel, und der Fernseher schweigt.

Ramenskoje besteht während des Stromausfalls aus leeren Gassen und stillen Häusern. Die Straßenlaternen sind dunkel, kein Ventilator, kein Radio ist zu hören, und das einzige

künstliche Licht, das wir bis zum Bahnhof sehen, ist die zitternde Funzel eines Fahrrads. Ein Bursche lenkt, ein Mädchen sitzt auf dem Gepäckträger und tritt in die Pedale.

Jelena Konstantinowna und ich steigen die Treppe zur Fußgängerüberführung hinauf; der Bahnhof ist vom Stromausfall nicht betroffen, die Bahnsteige sind beleuchtet, die Monitore im Häuschen der Aufsicht flimmern, aber die Beamtin steht im Freien und telefoniert. Ein Dutzend Menschen sind es vielleicht, die unten schweigend warten, einige rauchen, obwohl das Rauchen allerorts verboten ist, und eine junge Frau, die einen Buben an der Hand führt, schwingt sich über das Drehkreuz hinweg, hebt auch ihr Kind hinüber, und Hand in Hand eilen sie auf dem Bahnsteig davon, fort aus dem Blickfeld der Beamtin.

„Die Menschen vergehen und die Äußerlichkeiten bleiben“, sagt Jelena Konstantinowna. „Aber die Federn im Innern, die geheimen Antriebe verschwinden aus der Erinnerung. Wie soll man eine frühere Zeit verstehen?“

„Können Sie Eigenschaften ihrer Mutter auch an sich selbst entdecken?“ frage ich.

Jelena Konstantinowna überlegt. „Nein“, antwortet sie dann, „aber an meiner Tochter. Und ich Sorge mich deswegen sehr. Für eigenständige Frauen war es in Russland schon immer gefährlich. Wissen Sie“, sagt sie und stützt ihre Hände aufs Geländer, als seien ihre Worte an die Wartenden unten gerichtet, „Irina ist tapfer. Im Sacharow-Zentrum, wo sie arbeitet, sind kritische Veranstaltungen oft genug von militanten Regierungs- und Kirchenanhängern gestürmt worden, die lieben es scheinbar, junge Kunst in Scherben zu hauen, aber Irina arbeitet trotzdem weiter. Meine Mutter war auch so. Sie hat nur, wie damals alle Frauen, zu schweigen gelernt. Das ist der Unterschied.“

„Und an den Erzählungen Ihres Vaters“, frage ich weiter, „welche Details gefallen ihnen daran nicht?“

„Aha, das haben Sie sich gemerkt“, lacht sie. „Nun ja, zum Beispiel seine Erzählung vom ersten Besuch bei meiner Mutter, in den frühen 50ern, in Elektrostal. Damals hat er sie, wie er gern erzählt, einer *Prüfung* unterzogen. Und diese verlief so: Sie aßen gemeinsam und unterhielten sich, und als der Abend zu Ende ging, nahm Vater eines von Mutters Kristallgläsern vom Tisch und ließ es zu Boden fallen. Mutter reagierte nicht. Er nahm das zweite Glas und ließ es ebenso fallen. Und als Mutter wortlos erlaubte, dass schließlich ihre vier kostbaren Gläser alle als Scherben am Boden lagen, hatte sie den Test bestanden, und Vater hielt um sie an. Verstehen Sie“, sagt Jelena Konstantinowna, „mein Vater ist kein böswilliger Mensch. Wir sind in Russland. Vater findet diese Geschichte lustig und erzählt sie auch heute noch als eine Art Spitzbüberei.“